

sowohl im gewaltfreien Beginn als auch in der wehrbereiten zweiten Phase, wird sozusagen „das eigentlich Täuferische“ herausgearbeitet: Aufhebung der Standes- und Besitzunterschiede, geschwisterliche Liebe als politisches Prinzip. Aus dieser idealen Perspektive muß dann die spätere Herrschaftsordnung als Verrat an der täuferischen Sache erscheinen. Dieses Interpretationsmodell geht auf marxistische Geschichtsschreibung zurück, die die Herrschaft des Jan van Leiden als Widerspruch zu den „sozialistischen“ Anfängen im täuferischen Münster gewertet hat. M. E. wäre notwendig, die Zentralisierung der Herrschaft in der Stadt wertfrei zu beurteilen und sie z. B. als einen Reflex auf die Situation der Belagerung zu verstehen.

Ulrike Halbe-Bauer hat ein Buch vorgelegt, das lesenswert ist, besonders weil es Zugänge zu der für uns meist befremdlichen Täufergeschichte von Münster erschließt. Manches bleibt angedeutet, manches bleibt unerwähnt, so daß es erforderlich ist, z. B. für den Einsatz im Unterricht andere Materialien heranzuziehen. Die Autorin hat den Rahmen beachtet, den sie sich selbst gesteckt hat. Sie hat die Magd Kunne eine Nacht lang erzählen lassen, und eine solche Erzählung kann nicht vollständig sein.

*Ralf Klötzer*

*Johannes Harder*, Aufbruch ohne Ende. Geschichten meines Lebens, hg. von Gudrun Harder und Hermann Horn, mit einem Vorwort von Johannes Rau, R. Brockhaus Verlag Wuppertal und Zürich 1992, 216 S., kart., Abb.

Johannes Harder hat oft aus seinem Leben erzählt: von seiner Jugend an der Wolga, vom „gemeinsamen Leben“ auf dem Rhönbruderhof bei Schlüchtern, von seinen Begegnungen mit Martin Niemöller, Lev Kopelev und Heinrich Böll. Er hat davon erzählt, wie despektierlich er sich verhielt, als er das Bundesverdienstkreuz in der Düsseldorfer Staatskanzlei aus der Hand des nordrheinwestfälischen Ministerpräsidenten entgegennahm, seines „Schülers“ und Freundes Johannes Rau. Er hat von Situationen und Personen erzählt, von denen ein Mennonit normalerweise nicht zu berichten weiß. Johannes Harder war ein Mennonit — aber keiner von der normalen Sorte. Er war ein Außenseiter unter seinen angeborenen Glaubensgenossen.

Wenn er erzählte, hörten wir gespannt zu. Wir hörten von Erfahrungen, Gedanken und „Welten“, die uns fern waren, aber doch ahnen ließen, wie urwüchsig sich aus ihnen eine „Mennonitische Existenz heute“ (so ein Aufsatztitel Harders) begründen und aufbauen ließ: aus Tolstoi, Dostojewski und Gogol, aus Christoph Blumhardt, Leonhard Ragaz und Karl Barth, aus Jugendbewegung und religiösem Sozialismus in der Weimarer Republik, aus dem kirchlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus, aus der außer-

parlamentarischen Opposition gegen die Notstandsgesetze und aus dem pazifistischen Geist der Ostermärsche. Alles war fremd und faszinierend zugleich. Für viele war die Begegnung mit Harder ein religiöses Bildungserlebnis, und viele waren traurig darüber, daß seine Stimme 1987 so plötzlich verstummte.

In den letzten Monaten vor seinem Tod hat Harder noch „Geschichten“ aus seinem Leben auf Band gesprochen oder diktiert. Daraus ist ein kleines Memoirenbuch entstanden. Seine Frau und ein befreundeter Kollege haben es bearbeitet und zum Druck gebracht. Harder war kein Schriftsteller, der Lektoren brotlos machte, deshalb wird auch diese Arbeit der Herausgeber mühevoll gewesen sein. Doch die Mühe hat sich gelohnt. Es ist, als ob der alte Freund noch unter uns sei und unablässig seine Geschichten erzähle.

„Geschichten meines Lebens“: Mit diesem Untertitel wird angedeutet, daß Harder keinen lückenlosen Lebensbericht geben, sondern nur an Stationen und Episoden erinnern wollte, die ihm zu denken gaben. Der zeitliche Rahmen dieser Erinnerungen ist weitgespannt: *von* der Jugend in Rußland, dem Studium in Königsberg *über* die ruhelose Suche nach einer sinnerfüllten Existenz als Christ und Publizist zwischen den Weltkriegen *zur* Kriegs- und Nachkriegszeit, bis er sich zu seiner eigenen Überraschung in den Bahnen einer „bürgerlichen“ Existenz wiederfand. Er wurde auf eine Professur an der Pädagogischen Hochschule in Wuppertal berufen. Dort lehrte er, ganz und gar unvorbereitet, wie er gestand, aber nicht ohne Resonanz, im Fach der Sozialwissenschaften. Das Adjektiv „bürgerlich“ war ihm stets verhaßt; nicht umsonst war er einst zum Kummer seines Vaters „aus der Gesellschaft“ ausgebrochen und hatte im religiösen Sozialismus Werte zu schätzen gelernt, die ihm Haltung und Richtung zu geben vermochten — andere Werte als die Tugenden deutscher Bürgerlichkeit. Ausgerechnet dieser radikale und praktische Gesellschaftskritiker mußte die angehenden Lehrer in den Jahren des deutschen Wiederaufbaus in die Sozialwissenschaften einführen. Hier erlebte Harder die Ironie der Geschichte am eigenen Leibe, und er hat wohl immer darunter auch ein wenig gelitten. Erst später ist die „kritische Theorie“ in die Sozialwissenschaften eingezogen, und das wird ihn mit seinem ungeliebten Fach versöhnt haben. Harder tat alles, um das behaglich-gepflegte Image eines deutschen Hochschullehrers an sich selber zu zerstören, doch zur „professio“ wußte er sich berufen. Er legte besonderen Wert darauf, sich vor seinen Studenten zu der Wahrheit zu bekennen, die von ihm Besitz ergriffen hatte. In gewisser Weise war er auch beruflich ein Außenseiter: mehr ein Literat als ein Gelehrter.

Bis in die Nachkriegszeit, weiter ist Harder mit seinen Geschichten nicht gekommen. Der weitere Weg wurde nur noch angedeutet: die Friedensarbeit, die Versöhnung mit dem Osten und die letzten Jahre im Spessart. Ein wichtiger Teil seines Lebens, die Zeit seiner größten öffentlichen Wirksamkeit, ist zu knapp weggekommen. Gern hätten wir noch einmal von ihm erfahren, wie er seine laientheologischen, literarischen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen aus der Rückschau beurteilte, auch wie er seine Rückkehr als Redner, Prediger und Ältester zu den Mennoniten kommentierte, die er verlassen hatte, als er erfuhr, daß auch „einige norddeutsche Mennonitengemeinden“ während des Dritten Reiches „dem Wahn der Zeit“ verfallen waren (S. 115).

Es war nicht seine Absicht, uns die Welt seiner Gedanken vorzuenthalten. Es hat sich so gefügt. Aber es paßt auch zu seinem Naturell, daß weniger die Gedanken als vielmehr die erlebten Denkwürdigkeiten in diesen Lebenserinnerungen zum Zuge gekommen sind, auch Portraits von seltsamen und besonderen Menschen ihren Ort fanden, so zum Beispiel von Helmut Reimer, Sohn aus reichem mennonitischen Bauerngeschlecht in Westpreußen, der Anthroposoph wurde und sich schon früh für die Aussöhnung zwischen Polen und Deutschen leidenschaftlich einsetzte (S. 200 ff.). Wie sich Harder vieles zu einer Denkwürdigkeit formte und wie er die Worte dafür fand: das ist der „echte“ Harder. Er war ein Mann der Anekdote, wer ihm zugehört hat, weiß das. In anekdotischer Form werden auch seine Lebensgeschichten vorgetragen: stets pointiert, manches Mal vielleicht auch etwas zu stark stilisiert. Zwischen den Denkwürdigkeiten liegen sicherlich auch Durst- und Erholungsstrecken des normalen Lebens. Auch davon hätten wir gern etwas gehört. Vielleicht wollte Harder uns damit aber nicht langweilen. Alles andere, nur langweilig wollte er nicht sein. Drohten die Gespräche zu versanden und war der Fundus an Vitalität erschöpft, verfiel er aufs Erzählen von Witzen. Witze sind immer pointiert, sie überraschen mit einer kleinen Wahrheit und bringen uns zum Lachen. Auch darüber hat Harder Tiefgründiges geschrieben (Und der Himmel lacht mit. Heiteres von Theologen und Theolunken, Freiburg 1982). Lachen ist nicht langweilig.

„Aufbruch ohne Ende“: Der Titel dieser Lebenserinnerungen ist gut gewählt. Johannes Harder ruhte nicht, er war im permanenten Aufbruch. Aufbruch war seine Existenzweise. Darin war er den Täufern im Aufbruch der Reformation ähnlicher als den Mennoniten, die sich zwar auf die Täufer beriefen, aber die Witterung für die Verheißungen des Aufbruchs längst verloren hatten. Johannes Harder war kein Mennonit, wie er heute im Buche steht, er war ein Täufer im 20. Jahrhundert: kein Anachronismus, sondern eine Erschei-

nung von verheißungsvoller Aktualität. Seine Lebensgeschichten sind ein historisches Dokument, deshalb mußten sie in den Geschichtsblättern besprochen werden. Sie sind aber zugleich ein Dokument einer erstaunlichen Geistesgegenwart.

Hans-Jürgen Goertz